

**Claudia Rademacher, Gerhard Schweppenhäuser (Hg.):
Postmoderne Kultur? Soziologische und philosophische Perspektiven**
Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, 197 S., ISBN 3-531-12995-3, DM 54,-

Können wir unter den Bedingungen der Postmoderne überhaupt noch sinnvoll von Kultur sprechen? Was sagt 'Kultur' noch aus, wenn alles zur Kultur wird? Und wie kann dann noch wissenschaftlich über 'Kultur' geredet werden, d. h. wie kann ein trennscharfer, wissenschaftlich brauchbarer Begriff von Kultur formuliert werden? Der vorliegende Sammelband verspricht „Auswege“ aus diesem Dilemma der postmodernen Kultur, indem er den Kulturbegriff „gesellschaftlicher Strukturerekenntnis verpflichtet“.

In diesem Sinne greift dann auch gleich der erste, von Rolf Eickelpasch verfaßte Beitrag die Verknüpfung von Kultur und Gesellschaft explizit auf. Er sieht das neue Interesse an der Kultur als Ausdruck und Deutung gesellschaftlicher Veränderungen, die bereits unter so verschiedenen Aspekten wie der Individualisierungsthese, der Lebensstilforschung und der philosophischen Dekonstruktion reflektiert werden. Anschließend rekonstruiert Georg Kneer, wie unterschiedlich

das Verhältnis von Kultur und Gesellschaft in den Systemtheorien von Talcott Parsons und Niklas Luhmann konzeptualisiert wird. Hier wird gezeigt, wie Kultur bei Parsons noch als Subsystem des allgemeinen Handlungssystems zu dessen Bestandserhaltung beizutragen hat, während Luhmann unter Kultur nur noch Semantik versteht, deren Vielfalt durch die Gesellschaftsstruktur zwar nicht determiniert, aber doch eingeschränkt wird. Armin Nassehi schließt mit seinem sehr spannenden Beitrag dann auch direkt an Luhmanns Systemtheorie an. Er entwickelt dabei die These, daß den einzelnen Funktionssystemen der modernen Gesellschaft eine „Optionssteigerung“ innewohnt, die sie selbst nicht beschränken können. Die Konsequenz ist, daß nichts mehr unmöglich erscheint, so daß jede Zukunft zunehmend als Risiko erlebt und kommuniziert wird. Die Gesellschaftsstruktur setzt mit dem Problem der Optionssteigerung demnach die Bedingungen für die Möglichkeiten unserer „Risikokultur“.

Der ebenfalls sehr instruktive Beitrag von Frank Hillebrandt schließt ebenfalls insofern an Luhmann an, als er dessen Theorie funktionaler Differenzierung mit Überlegungen von Pierre Bourdieu zusammenführt. Seine These ist, daß sich die Sozialstruktur (Position der Akteure) und die Gesellschaftsstruktur (Funktionssysteme) nicht mehr decken. Auf diese Weise wird nicht nur die Ausbildung von Lebensstilen sozialstrukturell möglich, sondern auch die daraus resultierenden Formen der Ungleichheit.

Aus der Perspektive von Klaus Kraemer ist der Luhmannsche Kulturbegriff jedoch zu eng, da er die „materielle Kultur“, d. h. hier den symbolischen Wert materieller Güter, ausblendet. Anhand der Idee einer ökologisch nachhaltigen Umgestaltung unserer Industriegesellschaft führt er vor, wie einschränkend eine dem entgegenstehende materielle Kultur wirken kann.

Auch Peter Wiechens Theorie kultureller Phänomene setzt an der Symbolfunktion von Kultur für die Gesellschaft an – allerdings in umgekehrter Richtung. Kulturelle Phänomene, so Wiechens, besetzen sogenannte „Nicht-Orte“, d. h. Orte, die nicht in die symbolische Ordnung einer Gesellschaft integriert sind. Kultur bleibt dabei im ganzen unbestimmbar, da sie im einzelnen kulturellen Phänomen nur angezeigt werden kann. Die positive Funktion dieses Mangels liegt dann wieder darin, daß er dem einzelnen kulturellen Phänomen erst die Möglichkeit gibt, ihn zumindest momenthaft bzw. partiell zu beheben.

Diese Unbestimmbarkeit von Kultur hat allerdings ihrerseits etwas mit dem Problem der Riskanz geltender Normen zu tun, insofern immer ein Stück weit unsicher ist, welche Normen Geltung beanspruchen dürfen und welche „Orte“ damit legitim besetzt sind. Genau darauf hat die moderne Gesellschaft reagiert und eine eigentümliche Figur erfunden: den Intellektuellen als „Anwalt der Kultur“. Hauke Brunkhorst zeichnet in seinem Aufsatz nach, wie die Kontingenzsteigerung als „Versprachlichung des Sakralen“ (Habermas) mit einer Entwertung des Intellektuellen zusammenhängt. Pluralisierung von Normen und damit von Gesellschaftskritik sowie eine Ausdifferenzierung der Öffentlichkeit führen dazu, die platonischen

sche Strategie des Intellektuellen – das Gute ist das Wahre – zu diskreditieren. Brunkhorst fordert die Intellektuellen auf, ihre Selbstbeschreibungen dieser Gesellschaftsentwicklung anzugleichen und statt sich als „Hüter der Demokratie“ als „aktive Demokraten“ zu verstehen, die sich am politischen Diskurs in Form von Formulierungen politischer Alternativen beteiligen.

Zwei Intellektuelle scheinen ihrerseits häufig zu kulturkritischen Reflexionen anzuregen: Theodor W. Adorno und Jean-François Lyotard. Gleich zwei Beiträge setzen sich mit beiden auseinander: In ihrem Vergleich der Kulturkritik Adornos und Lyotards sieht Claudia Rademacher den französischen Philosophen als Verteidiger einer authentischen postmodernen Kultur gegen eine „erschlafte Kultur der Moderne“. Lyotard setze auf das Projekt der künstlerischen Avantgarde, auf das Experimentelle der Kunst, um dem drohenden Kulturverlust progressiv entgegenzuarbeiten. Die Zurückweisung eines dabei leitenden normativen Orientierungspunktes durch Lyotard führe allerdings, so Rademacher, geradewegs in die häufig beschworene „Beliebigkeit“ der Kulturkritik. Dagegen biete die Kritische Theorie Adornos die Möglichkeit, einen wirklich authentischen, eben nicht-beliebigen Kulturbegriff zu konzipieren, indem ein humanistischer Standpunkt stark gemacht wird. Ob allerdings die Beschwörung von Authentizität überhaupt ein geeigneter Ansatzpunkt ist, um einen gesellschaftstheoretisch informierten Kulturbegriff zu formulieren, sei dahingestellt.

Gegen diese allzu oberflächlich bleibende Lektüre der Texte Adornos und Lyotards zeigt Sven Kramer, wie beide Philosophen sich bemüht haben, eine Philosophie nach Auschwitz auszuarbeiten, die in ihrer Intuition auf die Erfahrung des Holocaust bezogen sind. Der Unterschied liegt vor allem darin, daß Adorno unter Auschwitz ein tatsächliches historisch Ereignis versteht, das uns zu einem neuen kategorischen Imperativ verpflichtet, während Lyotard sich dem Diskurs über Auschwitz zuwendet, der von einem immerwährenden Schweigen begleitet wird. Beide arbeiten sich aber im Grunde an dem Problem ab, wie ein solches Ereignis überhaupt angemessen dargestellt werden kann, wenn das Kriterium für die Beurteilung der Angemessenheit abhanden gekommen ist.

In anderer Art und Weise stellt sich abschließend auch Gerhard Schweppenhäuser in seiner Auseinandersetzung mit dem Begriff des Multikulturalismus dem Problem der Angemessenheit. Im Diskurs um die Gestaltung des Zusammenlebens verschiedener kultureller Gemeinschaften im Rahmen einer für alle gleichermaßen verbindlichen politischen Gemeinschaft sei der Begriff des Multikulturalismus zwar als Beschreibung der Realität angemessen, als politische Praxis im Sinne einer Anerkennung kultureller Differenz jedoch ungenügend. Der Begriff beinhalte nämlich einerseits die zu beobachtende kulturelle Uniformierung unter ökonomischen Sachzwängen und andererseits die Besinnung auf das, was den Kern der Humanität ausmache. Diesen sieht Schweppenhäuser in einer selbstbestimmten Praxis, die die kulturelle Differenz zwischen Gemeinschaften in einer solidarischen Gesellschaft ermöglicht. Wie diese Praxis aber auszusehen habe, lasse sich mit dem

Begriff des Multikulturalismus nicht hinreichend erfassen. Der Kulturbegriff wird so wieder mit einem starken Vernunftbegriff in Verbindung gebracht, dessen Abwertung oder Aufweichung eigentlich gerade das Problem ausmacht, dem die zahlreichen Bemühungen um eine Neuschreibung des Kulturbegriffs – u. a. durch die hier publizierten Beiträge – ihre Existenz verdanken. Und dieses Problem ist die moderne Gesellschaft.

Der zwischen diesen Beiträgen doch sehr deplaziert wirkende Beitrag von Peter Moritz zur *Lindenstraße* kann das Bild eines insgesamt doch sehr gut auf seine Problemstellung zugeschnittenen Sammelbandes letztlich kaum trüben – er erscheint vielmehr wie der Hinweis auf den ‘Nicht-Ort’, den auch dieser Band erzeugt.

André Brodocz (Dresden), Thorsten Bonacker (Oldenburg)